

Heimwärts in den Osten

Michal Nesterowicz dirigierte das Sinfonieorchester Basel

Von Silvan Moosmüller

Basel. «Ostwärts» wollte das Sinfonieorchester Basel sein Publikum am Mittwoch und Donnerstag entführen. Das Konzertplakat machte aus diesem Motto ein Rätsel. Der Autobahnverkehr, den es abbildet, zirkuliert in beide Richtungen: Am unteren Bildrand flitzt er dem Betrachter entgegen. Oben verliert er sich hinter dem Horizont, der von Fabrikgebäuden, Schornsteinen und Hügelzügen verstellt ist.

Wo nun liegt er also, der Osten? Auch musikalisch lässt sich das nicht mehr so eindeutig bestimmen. Komponisten wie Lutoslawski und Prokofjew bekamen es zu sowjetischen Zeiten noch schmerzhaft zu spüren. Während ihre Kollegen im Westen künstlerische Freiheit genossen, war ihr Schaffen der unbarmherzigen Überwachung der staatlichen Zensurbehörden unterworfen. Heute ist ihre «sowjetische» Musiksprache dem Konzertpublikum oftmals geläufiger (und näher) als jene der westlichen Avantgarde, sodass Zeitgenossen wie Krzysztof Penderecki bereitwillig daran anknüpften.

Synthese der Kulturen

In seinem 2012 entstandenen Concerto doppio lässt der Pole Penderecki sogenannte westliche und östliche Einflüsse sich durchdringen: Die folkloristisch inspirierten Themen sind mit spätromantischem Espresso aufgeladen, wobei den beiden Solisten technisch das Äusserste abverlangt wird.

Julian Rachlin entlockte seiner Stradivari selbst in den höchsten Lagen einen samtig weichen, silbernen Ton und sein Körper vibrierte unter der Erregung der Musik. Vergleichsweise entspannt wirkte der Auftritt seines Partners an der Bratsche. Der gerade einmal 21-jährige Fumiaki Miura erschien einem neben dem sich förmlich in die Musik hineinlehrenden Rachlin wie ein routinierter Altmeister, dem alles mühelos gelingt.

Ähnlich stark war der Kontrast zwischen dem hohen Pathos des Doppelkonzerts und der Kleinen Suite («Mala suite») von Pendereckis Landsmann Witold Lutoslawski. Komprimiert auf wenige Minuten, dafür umso reicher an unerwarteten Wendungen, verzückten diese vier Miniaturen das Publikum mit tänzerischer Geschäftigkeit, intimen Kantilenen, kullernden Holzbläserläufen und verschatteten Streicherakkorden.

Noch nuancenreicher spielte das Sinfonieorchester Basel danach in Sergej Prokofjews fünfter Sinfonie in B-Dur. Unter der Leitung von Michal Nesterowicz verwandelte sich die komplexe Partitur in einen Reigen der Klangfarben. Auch wenn hin und wieder etwas mehr Flinkheit in den Streichern den optimistischen Grundton des Werks deutlicher unterstrichen hätte, hinterliess die Darbietung dennoch eine nachhaltige Wirkung.



© Lucian Hunziker

150 Fotografen auf 4000 Quadratmetern

Das Spektrum der Fotografie

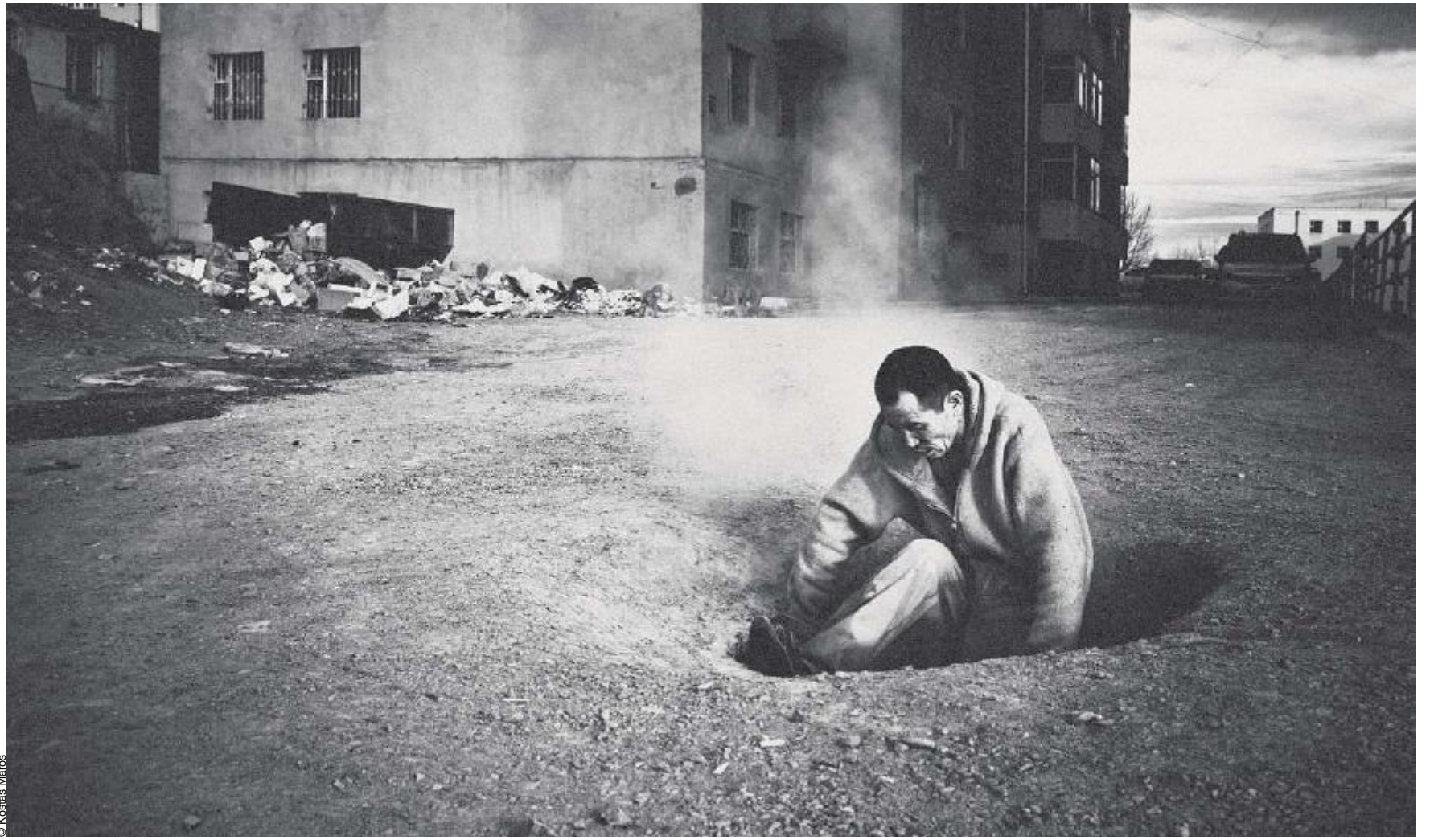
Fotografie lebte immer schon im Spannungsfeld zwischen Dokumentation und Kunst, zwischen Zufall und Gestaltung. Und unter den 150 Fotografinnen und Fotografen, die an der «photo 15» in Zürich ausstellen, sind viele Pressefotografen, die beide Berufsfelder verbinden – wache Zeitgenossen, die ihre künstlerischen Ansprüche trotz der kurzlebigen Arbeit für Printmedien nie aufgegeben haben. Fotografen wie Kostas Maros und Lucian Hunziker, die der BaZ-Leserschaft wohlbekannt sind und deren künstlerische Arbeiten wir hier mit zwei Beispielen exemplarisch vorstellen.

Lucian Hunziker kam über einen Umweg zur Fotografie. Er hat 2008 sein Geschichtsstudium in Basel abgeschlossen und als Assistent renommierter Fotografen in Paris und Zürich gearbeitet, bis er sich als selbstständiger Fotograf ganz der Fotografie widmete. Im letzten Jahr erschien sein stark beachteter Fotoband «Basel in Portraits», aus dem unsere Abbildung (oben) stammt. Sie zeigt im Stil des Fotografen Tim Walker das Model Anouk Manser.

Auch der Basler Fotograf Kostas Maros ist ein Quereinsteiger. Er hat als Jurist in der Versicherungsbranche gearbeitet, bevor er 2011 zur Fotografie fand. Während einer langen Reise quer durch Asien und Osteuropa hat der Fotokünstler mit Hang zur Schwarz-Weiss-Fotografie begonnen, an persönlichen Projekten zu arbeiten. Unsere Abbildung (unten) zeigt einen obdachlosen Mongolen, der in einem Vorort von Ulan Bator dem unterirdischen Leitungssystem entsteigt. So wie er leben Tausende Mongolen in den Untergrundschrächten der Stadt, um der Kälte zu entgehen.

Weitere Fotografen an der «photo 15» aus der Region Basel sind Thomas Bestvina, Peter Wey, Ralph Dinkel, Claudia Link, Roland Schmid, Damien Krisl und Joel Vergeat. bli

Die Werkschau «photo 15» findet vom 9. bis 13. Januar in den Maag Hallen, Hardstrasse 219, Zürich statt. www.photo-schweiz.ch



© Kostas Maros

Kinder fragen – Martin Hicklin antwortet

Wie kalt kann es werden?

Im Winter rechnen wir damit, dass es ziemlich kalt wird. Das Thermometer sinkt ab und zu weit unter null Grad Celsius. Wasser gefriert. Die Wasser-

moleküle, die sich in ständiger Bewegung befinden, können sich nun in ein Eiskristall ordnen, weil nicht mehr alle ständig aus der Reihe hüpfen. Sie bewegen sich zwar immer noch, aber meistens so, dass sie an Ort bleiben. Je tiefer die Tempe-

ratur, desto weniger bewegen sie sich. Temperatur gibt also auch Auskunft, wie stark die Bewegung der kleinsten Teilchen ist.

Es war der schwedische Physiker Anders Celsius (1701–1744), der vorgeschlagen hatte, eine Messskala zu verwenden, die sich am Verhalten des leicht beschaffbaren Wassers orientiert. Er bezeichnete den Punkt, an dem Wasser gefriert, als null, und die Temperatur, bei der es siedet, als 100. Zum Messen verwendete er ein Quecksilberthermometer. Da wird der Umstand benutzt, dass sich das flüssige Metall Quecksilber mit zunehmender Temperatur ausdehnt. So kann man es in einem feinen Glasröhrchen steigen lassen. Das sieht dann wie eine feine Säule aus. Neben den tief liegenden Punkt, an dem Wasser gefriert, setzte Celsius eine Null. Eine 100 schrieb er dann neben den Punkt, den die Säule des Thermometers beim Sieden von Wasser erreichte. Dann

teilte er die Strecke in hundert Teilchen oder Grad. Diese Skala (das Wort kommt vom lateinischen «scalae» für Leiter) benutzen wir am meisten.

Die tiefsten Temperaturen, die man in der Schweiz gemessen hat, liegen unter 40 Grad unter dem Nullpunkt. In La Brévine im Neuenburger Jura waren 1987 einmal minus 41,5 Grad gemessen worden, seither sind auch für andere Orte in den Bergen noch etwas tiefere Werte gemeldet worden. In der Antarktis um den Südpol hat man mit Satelliten auch schon unter minus 90 Grad Celsius gemessen.

Doch selbst bei solchen Temperaturen, bei denen die Welt total erstarrt erscheint und auch Quecksilber längst fest gefroren wäre, bewegen sich Atome und Moleküle noch immer. Jetzt kann es nur noch im Labor kälter werden. Man kühlt Stoffe oder Gase weiter ab, indem man ihren Teilchen Bewegungsenergie entzieht. Bis alle Bewegung aufhört und nun wirklich

völlige Ruhe herrscht. Diesen Punkt nennt man den absoluten Gefrierpunkt. Er liegt bei minus 273,15 Grad Celsius. Lord Kelvin, ein vielseitiger englischer Physiker, der 1824 bis 1907 lebte, schlug vor, diesen Punkt nun als Nullpunkt einer neuen Skala zu nehmen. Darum wird Temperatur auch in Kelvin angegeben. Wasser gefriert dann bei 273,15 Kelvin.

Den Punkt ganz zu erreichen, wo alles still steht, ist physikalisch unmöglich. Aber man kann ganz, ganz nah herankommen. Das schaffen manche Physiklabors – auch in Basel – täglich. Denn nahe dem absoluten Nullpunkt wird es höllisch interessant, weil die Eigenschaften von Stoffen sich verändern und man neue Erkenntnisse gewinnen kann.

Ich freue mich auf eure Fragen! Schickt sie bitte an kids.fragen@baz.ch oder Basler Zeitung, Redaktion, Kinderfragen, Postfach, 4002 Basel.

